

# Telefonieren studieren

## Wer, mit wem, wie oft und wie viele?

M. Spitzer, Ulm

Der Erfinder des Telefons – Johann Philipp Reis (1834–1874) – hätte sich wahrscheinlich in seinen kühnsten Träumen nicht vorgestellt, wie häufig heute telefoniert wird. Insbesondere seit es Mobiltelefone gibt, ist im Grunde jeder ständig mit jedem im Gespräch, dauernd und überall – so scheint es zumindest. Und kaum eine technische Errungenschaft scheint unsere Art des Umgangs miteinander stärker verändert zu haben als das mobile Telefon.

**Kaum eine technische Errungenschaft scheint unsere Art des Umgangs miteinander stärker verändert zu haben als das mobile Telefon.**

Da ist eine Studie von Interesse, in deren Rahmen finnische Computerfachleute zusammen mit britischen Psychologen und Anthropologen die Telefongespräche von 3,2 Millionen Nutzern untersucht haben, um herauszufinden, wer mit wem, wie oft Telefonkontakt hatte (1). Man wertete hierzu die Verbindungsdaten (phone call detail records, CDRs) der Nutzer einer bestimmten Mobiltelefongesellschaft aus, die auch Daten zum Alter und Geschlecht der Nutzer beinhaltet hatten. Sie bezogen sich auf alle Telefonate im Zeitraum eines Jahres. Da es sich um das Jahr 2007 handelte und das erste Smartphone in eben diesem Jahr sein Debut hatte, kann man davon ausgehen, dass sich diese Studie mithin auf das gute alte Mobiltelefon und nicht auf das Smartphone bezieht.

Der Seniorautor der Studie, Robin Dunbar, ist dem aufmerksamen Leser meiner Kolumnen in dieser Zeitschrift kein Unbekannter: Nach ihm ist die Dunbar-Zahl be-

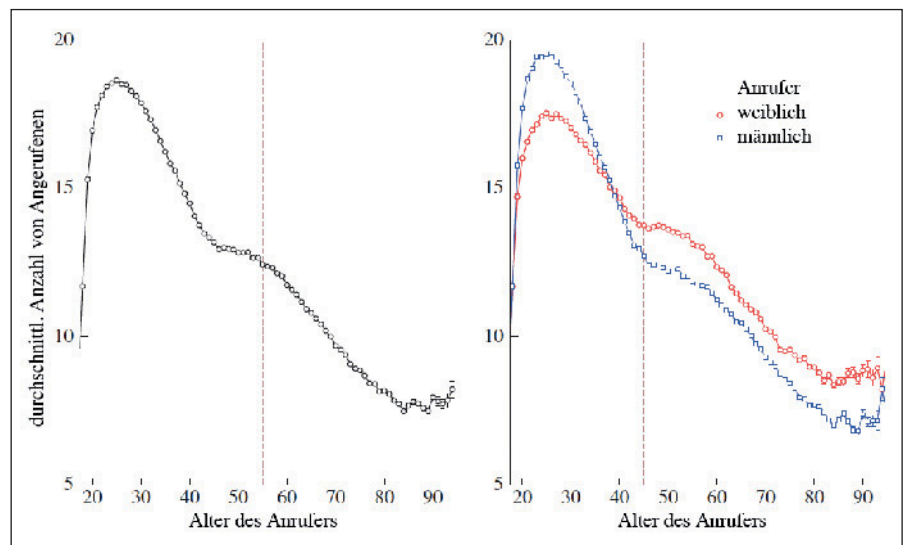
nannt, das heißt, die Anzahl der (weiteren) Bekannten eines Menschen, die sich in den verschiedensten Lebensbereichen zeigt: 150 (4). Auch hat er nicht nur Telefonate, sondern auch die Nutzung sozialer Online-Medien wie Facebook untersucht, um das Sozialverhalten des Menschen besser charakterisieren zu können (5). Seine Erkenntnisse zum menschlichen Sozialverhalten betreffen unter anderem die Anzahl der guten Freunde, deren Tod uns beispielsweise sehr nahe gehen würde: Sie liegt bei 15 bis 25 Personen (2, 3).

Das erste Ergebnis der Studie bestand darin, dass die Anzahl der unterschiedlichen Personen, die eine Person im Laufe eines Monats anruft, vom Alter dieser Person abhängt (► Abb. 1 links): Im Alter vom 25 Jahren erreicht diese Zahl einen Höhepunkt, der bei knapp 18 Personen liegt. Danach fällt die Zahl der monatlichen Telefonkontakte bis zum 45. Lebensjahr auf et-

wa 13 unterschiedliche Personen im Monat ab, bleibt dann für 10 Jahre relativ stabil und fällt dann weiter ab. Erst mit 80 Jahren stabilisiert sich die Zahl erneut auf etwa 8 Personen im Monat.

Teilt man die Gesamtgruppe in männliche und weibliche Teilnehmer und berechnet das Ganze nochmal, so zeigt sich ein geschlechtsspezifischer Effekt (► Abb. 1 rechts): Männer haben in jüngeren Jahren mehr Telefonkontakte. In der Mitte des Lebens, etwa zwischen dem 38. und 39. Lebensjahr, „überholen“ dann die Frauen die Männer und haben bis ans Lebensende mit mehr Menschen Telefonkontakte als die Männer.

Betrachtet man die insgesamt am Telefon verbrachte Zeit, so zeigt sich, dass Frauen in jedem Alter mehr Zeit mit Telefonieren verbringen als Männer, das heißt, längere Telefonate führen. Beim zeitlichen Anteil der Telefonate mit dem wichtigsten

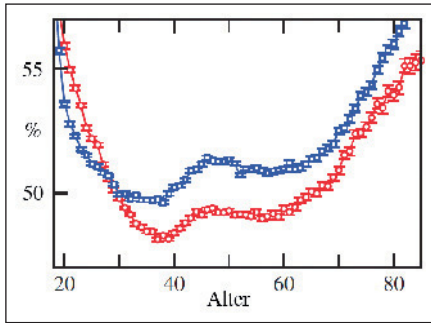


**Abb. 1** Abhängigkeit der Anzahl der monatlichen Telefonkontakte mit unterschiedlichen Menschen in Abhängigkeit vom Alter einer Person über alle Personen (links) und getrennt nach Geschlecht der Person (rechts). Aufgrund der großen Datenmengen sind die Fehlerbalken so klein, dass sie in den Datenpunkten verschwinden und erst im hohen Alter sichtbar werden (übersetzt, aus 1, Figure 1). Die senkrechten gestrichelten Linien bezeichnen den Maximalwert im jungen Alter und den Bereich der relativen Konstanz im mittleren Alter.

Nervenheilkunde 2016; 35: 371–374

**Korrespondenzadresse**

Prof. Dr. Dr. Manfred Spitzer, Universitätsklinikum Ulm  
Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie III  
Leimgrubenweg 12, 89075 Ulm



**Abb. 2** Anteil (in Prozent der Gesamtzeit) der mit dem wichtigsten (Telefon-)Partner vertelefonierten Zeit in Abhängigkeit vom Geschlecht und Alter einer Person. Bis etwa zum 27. Lebensjahr ist der Zeitanteil mit dem „wichtigsten“ Partner bei Frauen (rot) größer, danach bei Männern (blau) (übersetzt, aus 1, Figure 5d).

Gesprächspartner (also in aller Regel dem Partner) zeigt sich hingegen wiederum eine geschlechtsspezifische Änderung in Abhängigkeit vom Lebensalter einer Person (►Abb. 2): In jungen Jahren (bis 27) ist der

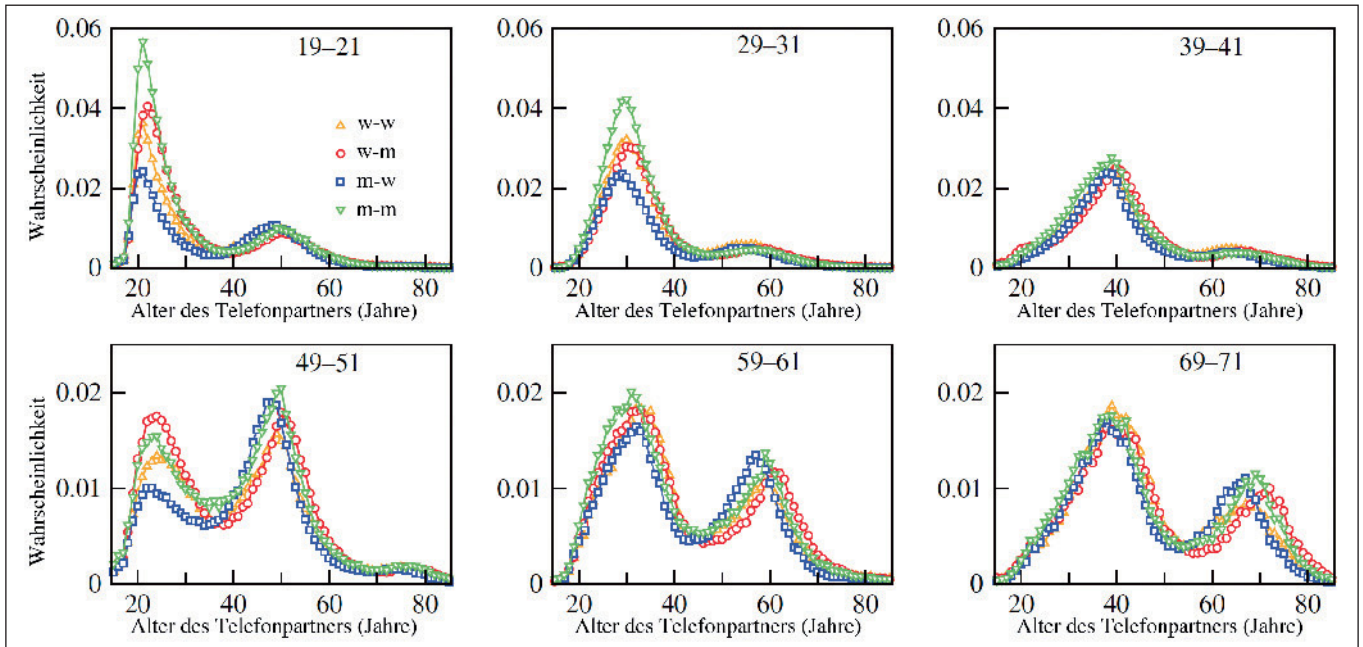
Anteil der mit dem Partner vertelefonierten Zeit (im Verhältnis zur Gesamtzeit aller Telefonate) bei Frauen höher, danach bei Männern.

**In jungen Jahren ist der Anteil der mit dem Partner vertelefonierten Zeit (im Verhältnis zur Gesamtzeit aller Telefonate) bei Frauen höher, danach bei Männern.**

Mit wem reden die Leute ansonsten am Telefon? Dies herauszubekommen ist gar nicht so einfach, denn man kann ja nicht bei Hunderten von Millionen von Telefonaten – die genaue Zahl der im Rahmen der vorliegenden Studie untersuchten Telefonate steht nirgends, ihre Größenordnung lässt sich aber anhand der Daten abschätzen – nachsehen, in welchem Verhältnis die jeweiligen Teilnehmer zueinander stehen. Einen groben Eindruck kann man jedoch bekommen, wenn man die Verteilung von Alter und Geschlecht des Telefonpart-

ners in Abhängigkeit vom Alter und Geschlecht des Telefonierenden betrachtet (►Abb. 3). Was lernen wir aus alledem?

1. Jüngere Menschen haben mehr Kontakte als ältere, die sich eher auf ihre Kinder konzentrieren. Dies tun Frauen noch etwas deutlicher als Männer („as folk wisdom would also suggest“, kommentieren die Autoren selbst in Klammern diesen Befund; 1, S. 7).
2. Die Anzahl der monatlich per Telefon kontaktierten Menschen korrespondiert ziemlich gut zum „mittleren Bekanntheitskreis“ von 15 bis 25 Personen.
3. In jungen Jahren sind die Männer stärker vernetzt als die Frauen, was sich im mittleren Alter ändert. Dann haben Frauen mehr telefonische Sozialkontakte: mit ihren Kindern (und deren Eheleuten sowie wahrscheinlich auch deren Eltern) und zudem mit ihren eigenen Eltern, die auf dem Laufenden gehalten werden, was in der jungen Familie passiert: (Ur-)Enkel?



**Abb. 3** Wahrscheinlichkeit, einen Partner bestimmten Alters und Geschlechts anzurufen in Abhängigkeit vom Alter (jeweils oben im Kasten vermerkt) und Geschlecht (Farbkodierung der möglichen vier Kombinationen im Kasten links oben auf der rechten Seite). Der Maßstab ist unten (also bei den 50-, 60- und 70-Jährigen feiner als oben (also bei den 20-, 30- und 40-Jährigen)). Man sieht, dass der 20-jährige Mann vor allem mit anderen Männern seines Alters telefoniert (grüne Kurve links oben), hingegen nicht einmal halb so oft mit gleichaltrigen Frauen (blaue Kurve links oben), wohingegen die 20-jährigen Frauen etwa gleich häufig mit Männern und Frauen ihres Alters telefonieren (gelbe und rote Kurve links oben). Beide telefonieren (wenn

auch seltener) mit Menschen, die etwa 30 Jahre älter sind als sie selber – wahrscheinlich den Eltern. Das gilt noch immer 20 Jahre später (oben rechts). Wobei sich die Geschlechter kaum noch unterscheiden. Mit 50 Jahren (links unten), kommt eine neuer Peak hinzu, wobei jetzt die Mütter vor allem mit den Söhnen (rote Kurve) aber auch mit den Töchtern (gelbe Kurve) telefonieren, die Väter insgesamt seltener (wie schon in Abb. 1 zu sehen) und eher mit den Söhnen als mit den Töchtern. Insgesamt nimmt der Anteil der Gespräche mit Menschen, die eine Generation jünger sind, zwischen dem 50. und dem 70. Lebensjahr deutlich zu (übersetzt, aus 1, Figure 3).

4. Frauen sind fokussierter als Männer, was ihre Kontakte anbelangt. Kurz nach dem Peak der Kurve in Abbildung 1 (25 Jahre) überschneiden sich die Kurven in Abbildung 2 (27 Jahre), also Frauen legen nun größeren Wert auf ihre wichtigste Beziehung, denn diese betrifft – mit großer Wahrscheinlichkeit den (künftigen) Vater gemeinsamer Kinder. Dazu passt, dass Frauen in Europa mit etwa 29 Jahren ihr erstes Kind bekommen.
5. Über die Lebenszeit hinweg sind familiäre Beziehungen stabiler als alle anderen. Mit den Worten der Autoren: „Because family dominate the inner layers of most people’s social networks, this would suggest an increasing focus on family and close friendship relationships with age. This might reflect the fact that family relationships are more robust and resilient than friendships, as well as the fact that they are much more important as sources of lifelong support“ (1, S. 8).

6. In jungen Jahren streckt man die Fühler aus und prüft für eine Weile, bevor man sich ewig bindet: „By contrast, the greater social promiscuity of younger individuals could be interpreted as a phase of social sampling in which individuals explore the range of opportunities (both for friendships and for reproductive partners) available to them before finally settling down with those considered optimal or most valuable. In this respect, the younger individuals may be viewed as ‘careful shoppers’ who continue to check out the availability of options, only later concentrating their social effort on a select set of preferred alters“ (1, S. 8).

Insgesamt ist das Ergebnis der Studie insofern bemerkenswert, als sich in ihr genau das abbildet, was Menschen auch ohne Mobiltelefon tun. „Wir haben Hinweise darauf, dass der Gebrauch der Mobiltelefon-technik unsere soziale Welt nicht verän-

dert“, beschreiben die Autoren diese Einsicht bescheiden (1, S.7). Warum sollte das auch so sein? Aus meiner Sicht zeigt die Studie schön, dass Menschen (neue) technische Möglichkeiten genau dann nutzen, wenn diese zu Bedürfnissen passen, die sie ohnehin haben.

## Literatur

1. Bhattacharya K, Ghosh A, Monsivais D, Dunbar RIM, Kaski K. Sex differences in social focus across the life cycle in humans. *Royal Society Open Science* 2016; 3: 160097.
2. Buys CJ, Larsen KL. Human sympathy groups. *Psychological Report* 1979; 45: 547–53.
3. Dunbar RIM, Spoons M. Social networks, support cliques, and kinship. *Human Nature* 1995; 6: 273–290.
4. Spitzer M. Die Dunbar-Zahl. Zur Größe von Gehirnen und Freundeskreisen. *Nervenheilkunde* 2011; 30: 713–717.
5. Spitzer M. Groß in Facebook, klein im Gehirn? Gehirnforschung zu sozialen Netzwerken. *Nervenheilkunde* 2012; 31: 299–304.

Anzeige

